Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 41

Artikel: Am Rande der Puszta

Autor: Schaffelhofer, Steffi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648531

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auch die jest zu beschreibende Rategorie von Strafbeliften ist, wenn auch auffallend häufig registriert, doch eine Ausnahme der Regel, daß die reformierten Geistlichen ein ehrbares und gottseliges Cheleben führten. Bieles ist ein Symptom einer roben Rulturepoche und eines Sitten= zerfalles. Man war früher auch nicht zimperlich. Jene alten Pfarrgestalten, die in Pestzeiten keine Furcht kannten, haben es mit der ehelichen Treue oft nicht sehr genau genommen. Ob sie aber immer eine rechte Lebensgefährtin fanden? Besonders für das 16. Jahrhundert gilt der Sat, daß gute Pfarrfrauen noch selten waren. Ein Oberländerpfarrer hatte eine so bose Frau, daß sie ihn unter drei Malen von der Pfrund vertrieb! Das mußte ein seltsam Schauspiel für die Gemeindegenossen gewesen sein. Wieder im Oberland wurde ein jungerer Pfarrer seines Amtes 1747 entsetzt und landesverwiesen, weil er das von seiner Magd geborene Rind heimlich fortgeschafft hatte. Ein anderer Oberländerpfarrer wurde nach Bern zitiert, ebenso die Weiber, die ihn ansprechen. 1576 wurde Pfarrer M. seines Amtes entsetzt "und mit seiner Dirne gefangen nach Bern geführt" und von Stadt und Land gleichen Jahres verwiesen. Scharf ging die Regierung vor gegen vergessene Geistliche, die sich der Unzucht, des Chebruchs, wie es in den Akten heißt, der Hurerei schuldig gemacht hatten. Es scheint nötig gewesen zu sein. Da gab es ein Gefängnis, das Loch, "das Bfaffenloch" und in schweren Fällen Entsetzung und Landes= verweisung. 1542 muß ein Landvogt des Pfarrers Weib aus dem Pfarrhaus tun; sie hatte einen schlechten Leumund und die Gemeinde nahm Anstoß an ihrem unsittlichen Le= benswandel.

Und endlich verursachte noch eine Rategorie von Geist= lichen den Landesvätern in Bern viel Arbeit und Berdruß: es sind die unfriedfertigen, zanksüchtigen, renitenten, die sich ber Obrigkeit nicht fügen wollten, die im Unfrieden mit den Gemeindeleuten lebten. So wurde einer wegen unleidlichen Berhaltens im Amte eingestellt, ein anderer kam zu "Wasser und Brod" (d. h. paar Tage ins Loch). Bei der Beerdigung eines Pfarrers, der mit dem Rat seines Städtchens in beständigem Streit gelebt hatte, brach die Kirchenglocke; dies wurde dem unerträglichen Manne vom Volke so ausgelegt, als habe der himmel ihn nicht würdig befunden, unter dem Schall der Glode seine Ruhe zu finden. 1588 wurde der störrische und heftige Pfarrer von Burgdorf, der ein unverschämtes Maulwerk geführt haben soll, aus Stadt und Land verwiesen. 1588 wurde ber Pfarrer eines Seeländerstädtchens wegen seines angerichteten Knbs, auch är= gerlichen Lebens wegen, 5 Tage und Nächte zu Wasser, Muß und Brod mit Gefangenschaft bestraft.

Wir sehen, die fürsichtigen, frommen, gnädigen und lieben Serren und Oberen zu Bern führten ein strenges Regiment; gegen Berfehlungen ihrer Untertanen und Amtssleute waren sie fest und unnachgiebig.

Edisons Extrablätter.

Kurzgeschichte von Max Karl Böttcher.

Edison, das größte Erfindergenie aller Zeiten, war nicht nur ein scharfer Denker und von unermüdlichem Fleiße (denn Genie ohne Fleiß wird meist verkommen), sondern er war auch äußerst geschäftstüchtig. Er verstand, die Konsiunktur auszunüßen, wie kaum ein Zweiter. Schon mit 12 Jahren zeigte er das, als er auf der Eisenbahnlinie Port Huron—Detroit einen fliegenden Zeitungshandel eröffnete.

Aber nicht nur Zeitungen verkaufte er auf der Fahrt, sondern je nach der Jahreszeit Erfrischungen aller Art und Obst, und im Winter heißen Tee oder Grok. Die Zwischenseit in Detroit verbrachte er in der städtischen öffentlichen

Lesehalle und verschlang dort geradezu die für ihn erreichbaren Bücher, besonders solche naturwissenschaftlichen Inhalts.

Damals — man schrieb das Jahr 1859 — führten die Nordstaaten der Union mit den südlichen Ländern Krieg. Sofort hatte der kleine Alva Edison den Gedanken: Die neuesten Meldungen über den Krieg und vom Kriegsschausplat werden doch bestimmt die Reisenden interessischen!

Aber wie diese Meldungen erhalten während der Fahrt? Da setzte sich das ideenreiche Bürschlein ked mit einem Telesgraphenbeamten von Detroit in Berbindung und bat ihn, ihm täglich an jeder Station, auf welcher der Zug hielt, ein kleines Telegramm mit den neuesten Ariegsnachrichten zu senden, dafür versprach er ihm reichen Anteil am Gewinn vom Erlös der Extrablätter. Der freundliche Beamte, dem der Unternehmungsgeist des Jungen imponierte, sagte zu und hielt Wort. Auf jeder Station sprang Alva Edison zum Telegraphenamte und nahm die Depesche in Empfang. Aber wie nun ein Geschäft daraus machen? Rief er die neuen Ariegsmeldungen nur aus, verdiente er nichts! Er mußte die Neuigkeiten zu Papier bringen und verkaufen, und schnell mußte das gehen, denn auf der nächsten Station waren ja schon neue Meldungen da.

Die Zugführer, die den Knaben gern leiden mochten, erlaubten ihm, im Gepädwagen eine fleine Druderei auf= zustellen. Bald hatte er eine ausrangierte Kleindruckerpresse aufgetrieben, stellte das Bervielfältigungsmaschinchen im Gepadwagen auf, und nun setzte er mit fieberhafter Gile in ber Zeit zwischen zwei Stationen das jeweilig zulett emp= fangene Telegramm, zog es ab und kaum stand der Zug, sauste das flinke Kerlchen mit einem Schod seiner noch feuchten Extrablätter am Zuge entlang und bot die neuen Kriegsnachrichten mit lauter Stimme an und fand reißenden Absatz seiner Neuigkeiten. Dann rasch zum Telegraphenamt und die neue Depesche in Empfang genommen, wieder im Gepädwagen geseht, gedrudt und beim nächsten Salt wieder feilgeboten. Bis 120 Mark nach unserem Gelde verdiente er auf diese Weise in der Woche und legte damit die erste Grundlage zu seinem späteren Millionenreichtum.

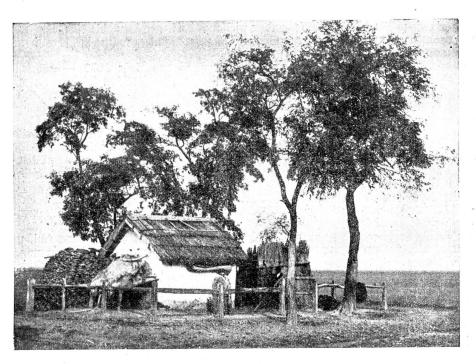
"Findig muß der Mensch sein, dabei fix in Entschlüssen und entschlossen im Handeln!" sagte er oft, und das blieb sein Wahlspruch bis in sein hohes Alter. Das Edisons Museum in Boston birgt noch zwei dieser ersten Edisonschen Extrablätter und zählt sie zu seinen teuersten Raristäten. —

Am Rande der Puszta.

Mit der Kamera bei den Csikos. Von Steffi Schaffelhofer.

Dort wo das fruchtbare Aderland jenseits der Theiß aufhört, wo nur noch Gras und Unkraut auf dem salzigen Boden hervorsprießt, wo die Grenze zwischen Himmel und Erde in nebelhafter Ferne versinkt — dort beginnt die Puszta, dort beginnt das "Meer des Schweigens", dort erhebt sich ein Bild von eigenartiger Romantik, die allersdings mit der blutigen Räuberromantik früherer Zeiten nichts mehr zu tun hat. Der Geist der Zeit hat sie verwehrt. Wohl hört man noch die kühnen Taten eines Rozsa Sandor und eines Sobri Janos besingen, aber neue Rozsas und Sobris erstehen nicht mehr.

Als ich nach einer mehrstündigen Schnellzugsfahrt, von Debreczin kommend, am Rande der Hortobagner Steppe stand, vor mir — soweit das Auge nur reichte — endlose braun-grün-goldene Weideslächen, über mir den tiefblauen Himmel und ringsum die Stille eines Friedhofs, da war ich gebannt von dem überwältigenden Eindruck dieser einzigartigen Landschaft.



Primitive Hirtenwohnung. Ein charakteristisches Bild der Puszta.

Totenstille lagerte über der scheinbar unbegrenzten Fläche. Da und dort weideten Rinders und Pferdeherden. Ieder Laut des Lebens war erstorben. Nicht das Surren eines Käfers, nicht das Summen einer Biene, nicht das Zirpen eines Heimchens war vernehmbar. Die Glut der Mittagssonne brütete über der trostlosen Steppe. Nur die braunen Grashalme und die verdorrten Steppenblumen wippten unter einem zarten Windhauch, wie von Geistershand bewegt.

Die Steppe von Hortobagn soll im Frühling einem märchenhaften Blumenmeer gleichen. Das Bild, das sie im Sommer bietet, ist ein Gemisch von Traurigkeit und Romantik: Grüne Wiesen, farblose Felder, darüber das tiefe Blau des Himmels.

Allerdings gibt es auch Landstriche, die in ihrer grauen Eintönigkeit niederschmetternd wirken. Der weißlichsgraue, von feinen Salzteilen durchsetze, größtenteils feste Boden zeigt tiese Risse und Sprünge. Sie und da ist die weite, ebene Fläche von kleineren oder umfangreichen vegetationsslosen Sandstellen unterbrochen, die sich nicht selten zu metershohen Hügeln erheben, mit deren leicht beweglichen Obersstäche der Wind sein böses Spiel treibt. Dieser Flugsand, den der Ungar den "laufenden Sand" nennt, vernichtet oft auf weite Strecken hin die Begetation des angrenzenden Weidelandes. Mitunter gibt es auch kleine Dasen, einzelne Baumgruppen, in deren Schatten sich Gehöfte versteckten.

Eine vergessene Welt

Ein kleines, vierräderiges Pferdefuhrwerk brachte mich über holprige Wege immer tieser hinein in die lauklose Steppe. Dunkle Punkte am Horizont, winzige Staubwolken: Pferdeherden, die in Bewegung waren. Sie verschwanden. Ringsum wieder die Puszta, ringsum das Schweigen der Natur. Ueber mir wölbte sich die gewaltige, tiesblaue Glocke des Hinmels.

Plöglich schien Leben in die erstarrte Ebene zu kommen. Aus den zitternden Wogen der endlosen Weideflächen ershoben sich Säuser mit gligernden Türmen und bunten Giebeln. Ziehbrunnen recten ihr Gestänge in die Söhe. Stroße bächer tauchten auf. Rinderherden kamen immer näher und näher. Und auf einmal ragte inmitten der sonnendurchglühten Steppe ein rauchender Fabrikschlot empor.

Ich glaubte zu träumen. Ich kniff mich in die Wangen. Ich schloß für einen Moment die Augen und öffnete sie wieder. Ehe ich mich von meinem Erstaunen etwas erholt hatte, hörte ich plöhlich einige Hirten aufgeregt rufen und in den Himmel deuten:

"Fata Morgana! ... Fata Morgana!" Da wußte ich, daß es kein Traum war. Ich war zum Zeugen einer richtigen Fata Morgana geworden, wie sie in diesen endlosen Gebieten oder in der Wüste an sonnendurchglühten Tagen keine Seltenheit ist.

Ich eilte nach vorne und mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der ich mich nach vorne bewegte, verschwanden die Vilder, um anderen Platz zu maschen.

Baumgruppen, Afazien, Pappeln, winzige Dörfer, ein breiter Fluß mit kleinen Booten, Fuhrwerke, Reiter, Herden — all dies führte die Lufts spiegelung in einem bunten Reigen in

täuschender Natürlichkeit heran. Die Rinderherden schienen aber auf dem Wasser zu grasen, die Pferdeherden ins Bodenlose hineinzusagen.

Nur wenige Minuten dauerte das grandiose Natursschauspiel. Dann löste sich alles wieder in Nichts auf. Vor mir gähnte neuerdings die erdrückende Trostlosigkeit der schweigenden Steppe.

In meiner begreiflichen Aufregung vor dem ungewohnten Trugbild der Natur hatte ich eines vergessen: meine Kamera in Tätigkeit zu setzen. Das werde ich mir nie verzeihen.

Die Pussta ist eine Landschaft ohne Frauen. Die Pussta ist das Paradies zahlloser Pferde- und Ninderherden. Zehntausende dieser Tiere beleben die Einöde.

Die Herren der Steppe aber sind die Hirten. Einsame Menschen auf einsamer Erde!

Ihre eigentlichen Herren, die irgendwo in einer Stadt oder auf einem großen Gut außerhalb der Pusta leben, sehen sie nur selten. Die Hirten sind rauhe Gesellen, aber grundehrliche Kerle. Und das wissen ihre Brotherren recht gut.

Die Hirten sind ein äußerst gutmütiges, kleines Bölkschen. Sie sind zuvorkommend, freundlich, streng sittlich, wortstarg und zeichnen sich durch eine natürliche Herzenss und Gemütsbildung aus, die jede Art von Roheit ausschließt und sich auch in der liebevollen Behandlung der ihnen ansvertrauten Vierfüßer offenbart.

Eine Uhr erscheint dem Sirten als ein durchaus überflüssiges Requisit. Er ist bei Tag und bei Nacht über die Zeit wohl orientiert. Bei Tag ist seine Uhr die Sonne, während der Nacht bildet für ihn das jeweilige Auftauchen und Verschwinden der Sternenbilder den Stundenanzeiger.

Die Csifos, die Pferdehirten, sind die vornehmsten unter diesem Pustavölkchen. Es sind kräftige Gestalten, deren Körper ungemein muskulös und gegen jedes Wetter geseit ist. Es künnnert sie nur wenig, ob glühende Sonne über Steppe brütet, ob Sturm oder Regen herrscht. Richtskann ihren Gleichmut erschüttern, nichts vermag sie aus der Fassung zu bringen.

Ein furzes, weitärmeliges Leinen= hemd, eine weitbauschige Gatna b. i. Leinenhose —, eine ärmellose Tuchjade, das ist ihre Kleidung, die noch durch einen langen Schafspelz und einem runden Filghut mit einem Feder= stut darauf vervollständigt wird. Bei festlichen Gelegenheiten oder sonstigen außergewöhnlichen Anlässen kommt auch das Galakleidungsstüd zur Geltung. Dieses besteht aus einem diden, aus filzartigem Lodenstoff gearbeiteten, mit Knöpfen, Riemen, Schnallen und aufgenähten zierlichen Ornamenten ver= sehenen Mantel, der beim Reiten nur leicht über die Schulter geworfen und von einem Riemengurt zusammengehal= ten wird. Die bis zu 24 Meter lange Murfleine legt der Cfifos seinem Pferde um den Hals. Auf die Ausstattung des Beitschenstiels verwendet er größte Durchaus unentbehrliche Sorafalt. Gegenstände sind ihm Pfeife und Iabaksbeutel. So wie sich die Csikos heute fleiden, so haben sie sich bereits por Sunderten von Jahren gefleidet.

Thr Essen, das sie sich in einem pris Viehhirten in ihrer n mitiven Kessel über offenem Feuer zus bereiten, besteht aus Nauchsleisch, Kartoffeln, Zwiebel, Speck und — Paprika. Paprika fast zu jeder Mahlzeit!

Weniger vornehm, wenn man so sagen kann, ist der Gulnas, der Rinderhirte, der im Sommer die rauhe Seite seines Pelzes nach außen, im Winter nach innen gekehrt trägt. Sein Wollmantel ist stets bunt gestickt. Der Filzhut, den er mit Steppenblumen zu schmücken pflegt und der das Gesicht beschattet, vertritt bei ihm die Stelle eines Regensoder Sonnenschirms. Sein Essen besteht aus — Gulasch, also aus Rindsleisch, das in kleine Würfel geschnitten und mit Zwiebel, Speck und Paprika zubereitet wird.

Ich habe während meiner Pustenwanderung zahllose Pferde-, Rinder- und Schafherden gesehen, die von einigen



Viehhirten in ihrer malerischen Nationaltracht.

wenigen Sirten im Zaume gehalten wurden, wobei ihnen ihre kleinen, klugen Sunde außergewöhnliche Silfsdienste leisteten.

Meist ohne Sattel sizen die Csitos auf ihren Bferden, wie wenn sie mit ihnen verwachsen wären. Mit ihren kurzstieligen Beitschen, die sie mit schußähnlichem Geknalle durch die Luft sausen sassen, treiben sie die Tiere zusammen.

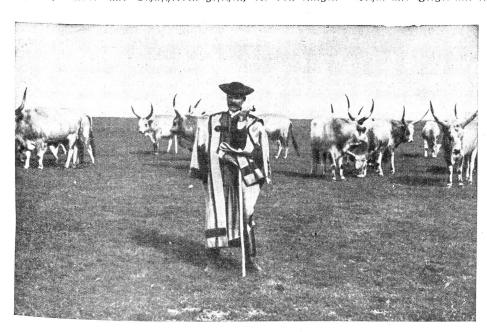
Von Mitte April bis Ende September, jahraus, jahrein, Frühling, Sommer und Herbst, leben Mensch und Tier auf der Pusta. Zu vielen Zehntausenden wandern die Tiere monatelang auf der Steppe umher. Nachts schlasen sie ganz frei. Für die Hirten sind kleine, primitive Zelte aus Strohmatten aufgestellt, in denen sie sich ihr Essen zubereiten. Ihre Nachtruhe verdringen sie in einfachen Bauten aus Lehm und Ziegel mit einem Strohdach darauf. Die Tränke

der Serden erfolgt bei den in der Mähe der Sirtenhäuser befindlichen Ziehbrunnen, deren mächtige Schwengel wie Wegweiser in den Simmel hineinragen.

Bei Gewitter, wenn Blize am Himmel zuden und der Donner über die Steppe rollt, haben die Hirten die größte Mühe, die unsuhigen Herden beisammenzuhalten. Im Rampfe mit widerspenstigen Rindern und bösartigen Stieren gebraucht der Gulyasseinen wuchtigen, mit Eisen besichlagenen Knotenstod und seine muskulösen Arme

Das ist der Alltag auf der Busta mit all seinen vielen Müshen, Sorgen und kleinen Begebensbeiten.

Das will aber nicht bedeuten, daß es nicht auch ein Leben voll Poesie geben würde. Das ist vor allem die Stunde des Sonnensunterganges. Es ist ein phantastisches Geschehen, dessen Banne



Grau-weisses Steppenvieh auf der Weide.

sich niemand zu entziehen vermag. Der sinkende Sonnensball verklärt mit tausend verstreuten Strahlenbündeln den weiten Westen des Horizonts und übergießt die endlose Weite und die Herden, die sich vor den langen, blechernen Tränkröhren der Ziehbrunnen versammeln, mit purpurnem Schimmer. Alles scheint bei dieser märchenhaften Beleuchstung ins Riesenhafte zu wachsen. Selbst die aufwirbelnden Staubwolken erscheinen wie aussteigende Dämpse.

Staubwolken erscheinen wie aufsteigende Dämpfe.
Dann noch ein letztes Aufsprühen strahlender Lichtsgarben. Der Goldglanz der Buszta verblatzt allmählich. Und schon breitet sich die Dämmerung über Horizont und Ebene, um bald darauf einem womöglich noch erhebenderem Schauspiel den Weg zu ebnen — der Mondnacht!

Ich habe noch in keiner Nacht den Himmel so hell und so klar gesehen, wie in dieser ersten Busztanacht.

Die Sterne funkelten und gligerten wie in übermütiger Freude. Der Horizont schien sich in die Ewigkeit hineinzudehnen. Gespensterhaft ragten die riesigen Ziehbrunnen in den Nachthimmel hinein. Bon nah und fern glimmten und fladerten die Hirtenfeuer herüber. Hundegebell hallte über die Steppe.

Ein schwermütiges Lied flatterte von irgendwoher durch die nächtliche Einsamkeit. Und plötzlich waren Geigenklänge in der Luft. Irgendein Zigeuner spielte auf seiner Fiedel.

Es waren Lieder der Heimat, Lieder der Steppe, Lieber ber Einsamkeit.

Dann wurde es wieder still.

Ueber der Busta stand groß, mächtig, erhaben der Mond — ein Symbol der Ewigkeit.

Unbeweglich war die Luft. Lautlos die Nacht. Nur

das Räderknirschen des heimkehrenden Fuhrwerkes, auf dem ich traumversoren kauerte, unterbrach unangenehm die Stille

Im Herbscht. Von Margrit Volmar.

D'Matte si voll Näbeltau Und schiint de d'Sunne dri, So funklet's häll dür Wald und Au, Es connt nid schöner si.

Guldlüüchtend isch der Waldessoum, Es isch e wahri Pracht! Als hätt' sech jede Busch und Boum Parat zum Herbschtfescht g'macht.

Doch ruuscht der Wind chli i de Zweige, So fallt die guldni Herrlechkeit, Wie Räge chunnt der Blätterreige Und raschlet lis vo wit und breit.

Und geiht de d'Sunne strahlend abe, Und blüchje langsam d'Stärne uf, So macht jet d'Wermi o Fyrabe Und d'Chelti stigt vom Bodespsuf.

Waldi füttert einen Menschen und bekommt Prügel dafür.

Von Hedwig Moser-Goßweiler.

Waldi, der kleine Dadel, war ein Raufbold, er konnte kein anderes Tier sehen, ohne es anzugreifen, auch wenn es noch so groß war.

Eines Tages hatte er im Kampfe sein Halsband und auch das Haus seines Herrn verloren. Trostlos, mit hängenden Ohren irrte er durch die Straßen und kam zum Hauptbahnhos. Er beschnüffelte die Leute, die dem angekommenen Zuge entströmten. Da kam vom Postschalter, wo er soeben seine letzten Manuskripte eingeworfen hatte,

ein junger Schriftsteller und stellte sich neben den Sund, um die vorübergehenden Menschen zu studieren. Waldi beschnüffelte auch ihn. Und diesmal hatte er Glück, der Mensch hatte Zeit für ihn. Er beugte sich nieder, streichelte ihn und sagte: "Sund, auf wen wartest du benn?" Ein unterbrudtes Bellen war die Antwort. "Wartest du etwa auch auf das Glüd wie ich?" Das Tier hatte sich unterdessen auf die Sinterbeine gestellt und die Manteltasche seines neuen Freundes beleckt. Er roch nämlich die Wurst, die darin stedte, das Nachtessen seines neuen Beschützers. "Aba, du hast Hunger", sagte der Mensch, "komm wir teilen." Der Hund erhielt einen Teil, die Wurst, und das Brot wurde wieder in die Tasche gesteckt. Der Mann hatte nämlich seine lette Barschaft für Marken ausgegeben und konnte an diesem Abend nichts mehr kaufen. Als der Hund seine Wurst vertilgt hatte, schmiegte er sich an seinen Gönner, als wollte er sagen: "Bei dir will ich bleiben, du verstehst mich." Durch diese Järtlichkeitsäußerung wurde der neben ihm stehende Mann aus seinen Gedanken gerissen. "Ja bist du immer noch da, nun mußt du aber heimgehen", sagte er und locte das Tier zum Ausgang des Bahnhofes. Aber der Hund ging nicht weiter als sein neuer Freund. "Ja weißt du denn nicht mehr, wo du daheim bist und ein Halsband hast du auch nicht, dann muß ich dich ja auf den Polizeiposten bringen", sagte endlich der Mann zu Waldi, der ihn gang verängstigt angeschaut hatte, "komm, wir suchen ihn." So gingen die zwei, der Mann den Sund immer lodend, zum Bahnhofvorstand, der schidte sie zum Bahnpolizeiposten. Als Waldi den Polizeimann unter der Ture fah, wollte er nicht mehr weiter. Sein Freund mußte ihn unter den Arm nehmen und beruhigen: "Sie tun dir nichts, komm nur, komm." Der Polizist brachte dem Tier Wasser, das es gleich austrank und notierte sich dessen Geschichte und die Adresse seines Finders. "Der hund wird nun im "Tagblatt" ausgeschrieben und wenn sich niemand melbet, wird er erschossen." Der Schriftsteller aber wollte das Tier nicht erschießen lassen und bat den Wachtmeister, den Sund ihm zu schiden, wenn sein Meister sich nicht melden sollte. Dann verließ er das Wachtlokal, nachdem er den hund noch gestreichelt hatte. Waldi schaute ihm noch lange nach.

Der hundefreund aber spazierte nachdenklich nach seiner Wohnung und traf dort das Söhnchen seiner Hausmeisterin. "Ruedi, möchtest du einen Hund haben?" fragte er, benn er hatte sich auf dem Seimwege überlegt, daß seine Zeitungshonorare, die kaum für ihn ausreichten, nicht noch einen Sund ernähren konnten und mit Manuskripten konnte er ihn schließlich doch nicht füttern. "Aber sicher möchte ich einen", jubelte der Junge und sein kleines Schwesterchen trippelte auch herbei und sagte: "Gelt du schenkst uns einen Sund, bitte, bitte. Er darf dann in meinem Puppenbettchen schio, bitte, bitte. Et but butin in mertein Puppenbettigen schlafen, ich mache es gleich bereit!" "Bielleicht schenke ich dir einen, kleine Maus", sagte der Mann und strich dem Kind über seine blonden Loden. Dann trat er in sein Jimmer und af den Rest seines Abendbrotes. Am Abend aber sette er sich hin, schrieb die Geschichte seines neuen Dadelfreundes und schickte sie an drei Zeitungen. Am nächsten Morgen, als er sein Zimmer verließ, stand Klein-Rutli schon vor seiner Ture und sagte: "Solst du jetzt den Hund? Das Bettchen ist bereit." Der Schrifftsteller vertröstete das Kind auf den Abend und ging mit seinen Dackel-Manuskripten zur Post. Auf dem Wege begegnete er seinem Freunde und erzählte ihm sein Erlebnis. Der Freund flopfte ihm freundschaftlich auf die Achsel und sagte: "Du, den Hund kaufe ich dir ab, meine Frau wünscht sich schon lange einen, übrigens bist du heute bei uns zum Essen eingeladen, ich habe gestern ein Bild verkauft und das muß gefeiert wer-ben." Der Schriftsteller sagte zu und war erst noch froh, daß "sein" Sund nun doppelt versorgt und nicht erschoffen mürbe